Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 7 (1927-1928)
Heft: 5

Artikel: Soziale Reportage
Autor: Kristl, Wilhelm
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-329660

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

dürfen nicht auf die Straße geworfen werden, sondern der Betrieb muß sie auch in denjenigen Jahren haben, wo ihre Fähigkeiten nicht mehr den Anforderungen entsprechen und wo ihre Leistungen ungenügende sind. Bereits ist in der Schweiz unser ältester Parteibetrieb in einer Situation, die eine sehr schwierige ist, neben andern Gründen auch deshalb, weil viel zu viel überaltetes Personal vorhanden ist. Gewiß steht in fast jeder Druckerei noch der eine oder andere von den alten Kadetten mit über 60 Jahren, die, was Arbeitsfähigkeit und Arbeitsleistung anbelangt, noch jedem Jungen ein Vorbild sein können. Aber diese Ausnahme sagt nichts gegen die Regel, daß ein Betrieb fast undenkbar ist, der in der Hauptsache aus alten Leuten besteht. Um kaufmännisch zu sprechen: Die Parteibetriebe haben nicht nur ihr totes, sondern auch ihr lebendes Inventar abzuschreiben, oder, um menschlich zu sprechen: Es ist Pflicht der Parteibetriebe, für ihr Personal zu sorgen in Tagen des Alters und der Invalidität, und zwar in der Weise, daß sie das Personal eventuell zwangsweise aus dem Betrieb entfernen können unter der Begründung, daß für die alten Tage gesorgt sei. Diese Aufgabe unserer Parteibetriebe stelle ich über jede andere, sei es Lohn, Arbeitszeit oder andere Arbeitsverhältnisse. Dabei ist mir vollständig bekannt, daß das Personal selbst die Reservestellung für die Arbeitszeit nicht immer außerordentlich hoch schätzt. Es ist mir auch ferner bekannt, und damit muß gerechnet werden: bei den hohen Anforderungen, die an die Typographen gewerkschaftlich gestellt werden, daß eine Beitragsleistung von ihnen nicht gefordert werden kann. Aber trotzdem bin ich der Meinung, daß diese Forderung an die Parteiunternehmen gestellt werden muß, auch sind wenigstens die größern unter ihnen an die Aufgabe herangetreten. Gerne ist anzunehmen, daß Genosse Schmid dieser Forderung und ihrer Einreihung ebenfalls beipflichten wird.

In einem spätern Artikel werde ich gerne auf andere von Genosse Schmid aufgeworfenen Fragen eintreten. Es wird sich auch da erweisen, daß der Praktiker manches ersetzen kann und manches anders ansehen muß, als es vom theoretischen Standpunkt aus geschehen kann. Wenn unsere Parteibetriebe wirklich vorbildlich für die Gestaltung des Arbeitsverhältnisses wirken sollen, so kann eine derartige Aussprache nur fruchtbar sein.

Soziale Reportage.

Von Wilhelm Kristl, München.

Dem Dramatiker, Lyriker, Romancier tritt heute ein vierter, bisher recht wenig geachteter Vertreter des Schrifttums vollberechtigt zur Seite, einer, dessen Arbeit man als schreibende Taglöhnerei anzusehen und entsprechend zu bewerten gewohnt war: der Journalist, oder genauer, der Reporter. Man ist dabei, die Meinungen über ihn angesichts seiner steigenden Wichtigkeit zu revidieren und eine spätere Literaturgeschichte wird diesem neu zur Geltung kommenden Typus wohl oder übel neben der reinen Dichtkunst ein Kapitel widmen müssen.

Unsere Dichter begreifen in ihrer Mehrheit noch immer nicht recht, um was es sich eigentlich dreht. Jetzt meinen sie, nur die spannende Handlung wäre es, die ihren Büchern fehle, und nun erscheinen plötzlich Abenteurerromane in den Schaufenstern. Aber an der Handlung allein liegt es gar nicht, es liegt noch an ganz etwas anderem.

Die Dichter haben sich nämlich zuviel mit ihrer höchst eigenen Person beschäftigt, mit ihrer Seele, ihren Gefühlen. Blieb ihnen noch Zeit zur Gestaltung eines andern Menschen, so versenkten sie sich sofort wieder in psychologische Tiefgründigkeiten und vergaßen über der Einzelerscheinung, über dem Einzelschicksal der gewählten Figur das Schicksal der Masse, das Gesicht der Zeit. Die Angst, oberflächlich zu scheinen, ließ jedem Roman eine oft unverdauliche Dosis Philosophie beimengen. Probleme wurden angeschnitten und nie gelöst. Die Bücher nahmen an Langeweile zu. Thomas Manns Art konnte sich eben kein zweiter leisten, und sein Bruder Heinrich blieb unerreicht.

Da kamen die Amerikaner. Die Upton Sinclair, die Jac London, die Sinclair Lewis stachen uns den Star. Sie öffneten uns die Augen über ihr eigenes, von uns bis Sacco und Vanzetti so angestaunte Land und zeigten uns so ganz nebenbei, wie man Bücher schreibt, die dem Leser ein soziales Milieustück absolut echt und sehr genau und doch mit einem Zusatz beißender Satire oder schmunzelnder Ironie übermitteln.

Die Biographie des Herrn Y., das Innenleben der Frau Z. interessiert uns nicht mehr. Uns interessieren nur noch Menschen, die einen ganzen Typus vertreten, und Verhältnisse, die von Millionen geteilt werden. In diesem Stoffgebiet hat Problematik wenig Platz. Und die Amerikaner gehen auch mit dem Wort Seele recht sparsam um. Ihre Dichtung ist Berichterstattung idealster Art. Das unterscheidet sie von der deutschen. Das fehlt uns.

Der Abneigung des heutigen Menschen wider alles Pathetische, Theatralische, Problematische, seiner Vorliebe für das Sachliche, Nüchterne, Konkrete kommt der Journalismus entgegen. Die Zeit der Rechenmaschine und der Stoppuhr schafft sich ihren neuen Seismographen: den Reporter.

Es geht uns nicht um üblichen Zeitungsbericht, nicht darum, daß zum Frühstück die genauesten Details des letzten Mordes serviert werden und zum Dessert die eingehende Beschreibung der Unterhosen des verhafteten Täters. Es geht uns um mehr. Es handelt sich um eine neue Aufgabe des proletarischen Journalismus: soziale Reportage.

Unsere Kenntnis selbst von den nächsten Dingen ist beschämend klein. Tatsachen, Zustände, Einrichtungen, deren Generalnenner wir täglich im Munde führen, sind uns vielfach Begriffe, darunter wir uns oft ungeheuerlich viel, oft erstaunlich wenig, aber selten das Richtige vorstellen.

Gut gefühlte, mit sozialem Begreifen geschaute Bilder übermitteln von den Zentralen des Lebens und von den Winkeln der Provinz — in elastischem, flüssigem Stil geschrieben — scharfes Hinhorchen zu den Dissonanzen der Gegenwart, mutiges Hineinleuchten in die Dunkelkammern der Gesellschaft, das ist der Sinn der neuen Reportage. Keine

auffällige Polemik, kein tendenziöses Verteilen von Licht und Schatten, nur plastische Schilderung dessen, was ist, sachliche Berichte. Das genügt. Das ist aber auch viel. Und das Gebiet der sozialen Reportage ist unbegrenzt. Ihr Vertreter taucht überall auf und überall unter; in Gerichtssälen, Fabriken, Krankenhäusern, Gefängnissen, Hinterhöfen, Kaschemmen. Er ist beim Kohlenschippen und Kanalräumen, beim Kunsthausball und Fünfuhrtee.

Dieser Journalist ist noch im Werden. Ein bedingtes Beispiel gibt Egon Erwin Kisch, der als erster die neue Richtung einschlug. Aber welch erfreuliche Gefolgschaft er bereits fand, beweist die eben im Verlag „Die Schmiede", Berlin, erscheinende Reihe „Berichte aus der Wirklichkeit".

Das ist guter Journalismus in Buchform. Hier wird Wesentliches dem schnellen Fluß der Tagespresse entrissen, werden uns alle angehenden Geschehnisse mitsamt der Wurzel erfaßt, treffen sich anständige Gesinnung, soziale Erkenntnis und literarisches Können.

Da ist z. B. Eduard Trautners „Gott, Gegenwart und Kokain". In einrahmender Erzählung mit nebensächlicher Handlung und bedeutsamer Wirklichkeit zeigt der Verfasser die Großstadt durch ein Seitenfenster, weniger bei großer Bogenlampenbeleuchtung als beim Schein abgedämpfter Birnen, sphynxhaft in der Mitte das Kokain, um es herum Menschen, gute und schlechte, bei genauerem Hinsehen vielleicht weder das eine noch das andere, die vor der Sinnlosigkeit ihres (und nicht nur ihres) heutigen Lebens fliehen.

Oder da ist Leo Lania („Indeta"), der auf 66 Seiten den Betrieb einer Nachrichtenagentur einfängt mit ihrem Rotationsmaschinentempo, Telephongeklingel, Rotophatgepolter, Schreibmaschinengeklapper, mit ihren Direktorenzimmern und Geheimkonferenzen, all dies in die Welt gesetzt vom lieben Kapital, nicht um Wahrheiten ins Volk zu bringen, sondern konjunkturbegünstigende Nachrichten. Lania gibt außerdem noch auf diesen paar Seiten, gleichsam als Kulisse, nicht mehr und nicht weniger als eine Blitzreportage durch die europäischen Nachkriegsjahre, durch Zusammenbruch, Hunger, Politik, Inflation.

Bisher liegen sechs solche Bändchen vor. Sie sind alle recht schmal, aber ihr Inhalt macht sie gewichtig. So verrät uns Pierre Mac Orlan den Geheimbetrieb der „Rumstraße" („Alkoholschmuggler"), Josef Roth bricht eine Lanze für das Ostjudentum („Juden auf Wanderschaft"), Hans Siemsen veröffentlicht erschütternde Briefe eines Homosexuellen („Verbotene Liebe"), Egon Erwin Kisch berichtet von Verbrechen, Polizei und Zuchthäusern. („Kriminalistisches Reisebuch".)

Diese Reihe, insbesondere durch Trautner, Lania Kisch, kommt dem nahe, was uns als soziale Reportage vorschwebt. Solche Art Berichterstattung aus der Gegenwart ist jetzt die Forderung des Tages, das Bedürfnis der breiten Massen und ein bald unentbehrliches Kampfmittel gegen Finsternis und Reaktion.